DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, den 17. August 1932

Nummer 51

Heimat.

Skizze von Heinrich Stieghorst-Hannover.

Als der Kanonier zurückkommt, der die Post aus dem Dorf holen soll, brüllt er schon von weitem: „Post ist keine da. Nur der Kriegsfreiwillige hat 'ne Karte. Aber die Russen sind wieder in Ostpreußen."

Wir sitzen in unsern Unterständen an der Rawka, in kleinen Erdlöchern, und singen gerade, schön schmalzig und getragen: „Küssen ist keine Sünd, bei einem schönen Kind..."

„Der Russe ist wieder in Ostpreußen eingebrochen", schreit der Postholer in unser Loch, mitten in unsern Gesang hinein. — „Halt Dei Mäu un steer uns net!" bellt unser Geschützführer wütend.

„Lacht Dir ein Rosenmund, küß ihn zu jeder Stund'!" singen wir weiter.

Doch plötzlich steckt Friedrich Matuteit, der Masur, seinen Kopf aus dem Stand und ruft hinter dem Kanonier her, der seine Neuigkeit schon in das Loch hineinschreit, hinter dem die vom dritten Geschütz hausen: „Ostpreußen ist groß, Du Hammel. Wo sind die Russen denn jetzt?"

„In Masuren natürlich, Du Schlumpschütze. Wo denn anders?" ruft der andere freundlich.

Da wird Matuteit ruhig. Masuren ist Matuteits Heimat. Da wohnt in einem kleinen Bauernhaus seine junge, hübsche Frau, die er erst kurz vor Kriegsanfang geheiratet hat. —

Am nächsten Morgen, im dichten Schneegestöber, kommen unsere Protzen gefahren. Wir knarren aus der Stellung.

Abends halten wir in einem Walde. Vor uns liegt der kleine polnische Bahnhof, auf dem wir verladen werden sollen. Wir müssen warten, bis wir nach der Infanterie und Kavallerie und leichten Artillerie an die Reihe kommen. Ein klirrender Frost schneidet durch den Wald. Die Fahrer decken ihre Pferde ein und werfen ihnen Heu vor. Die Kanoniere liegen, in Decken und Zeltbahnen gehüllt, um die Feuer herum oder schlafen oben auf den langen Munitionswagen, quer über Granaten und Schrapnells. Der Hauptmann geht, eine Zigarre im Munde, langsam hin und her. Niemand spricht. Kein Kommando fällt. Ab und zu schnaubt eins der schweren Pferde oder tritt, von der Kälte gebissen, unruhig gegen die Deichsel. Wie Mond und Sterne bleich werden, kommt ein eisiger Morgenwind auf und sagt uns: Die Nacht ist herum. Da saust auch Matuteit heran und meldet, daß wir an die Reihe kommen. Er hat die ganze Nacht vorn am Bahnhof gelauert und gewacht.

Zwei Tage später laden wir auf einer kleinen ostpreußischen Station im südlichen Masuren aus und marschieren los, dem Geschützrummeln entgegen. Die Landstraßen sind von den vielen Rädern, den Hufen der Pferde und den Stiefeln der Soldaten zerrissen. Wenn Tauwetter ist, bleiben wir oft stecken und kommen die ganze Nacht nur wenige Kilometer vorwärts. Dann fällt die Ruhepause am Tage aus, weil wir unser Ziel erreichen müssen.

Wenn aber der Ostwind knirschende Kälte über die Johannisburger Heide, über Wälder und Moore wirft, dann sind die Landstraßen glatt wie ein Tanzboden. Dann rasseln unsere schweren Geschütze und Munitionswagen in die Straßengräben, und da es in der Dunkelheit der Februarnacht geschieht, splittern dabei Menschen- und Pferdebeine, brechen Räder an Kanonen und Wagen.

Wir sind übermüdet. Nur Matuteit marschiert, als hätte er Sprungfedern in den Waden. Masuren holt alles aus uns heraus, was in uns ist. Wir sind überreizt; einer reibt sich am andern. Der einzige, der immer geduldig und freundlich bleibt, ist Matuteit, der Masur.

Wir schießen und marschieren. Marschieren durch den Tag, marschieren in der Nacht. Wir marschieren, marschieren, marschieren. Jeder ist froh, wenn er nach solchen Klotzereien nicht Wache zu schieben braucht, müde, hungrig, frierend. Aber Matuteit meldet sich dazu freiwillig. Wie es sich rumspricht, sagt Wegener vom vierten Geschütz: „Ich glaub', der Matuteit macht nicht mehr lange. Der ist verrückt. Seit wir in Masuren sind, ist der plemplem."

Endlich, gegen Ende des Monats, geht's südlich Johannisburg wieder über die Grenze. Die Reste von Väterchen Zars braunen Söhnen türmen ostwärts, soweit sie nicht westwärts in die deutschen Gefangenenlager marschieren.

Gleich hinter der Grenze, auf russischem Boden, machen wir halt. Der Regen fisselt leise auf die matschigen Wege. In der grauen Ferne brennen dunstig-rot russische Dörfer.

„Hoffentlich hört diese verfluchte Klotzerei jetzt uff!" knurrt Wilkens, „Ick hab' all Dackelbeene."

„Wenn ich man noch 'n kleines Stück Brot hätte!" barmt Leidenberg. Brot hat keiner mehr. Nur Matuteit, der seitwärts im Lehm auf dem Acker steht und den Weg, den wir gekommen sind, zurücksieht, hat noch ein großes Stück.

Wie wir nach unserm Kameraden gucken, trauen wir unsern Augen nicht. Matuteit holt sein Brot, wohl das einzige Stück in der Batterie, aus seinem Beutel hervor und schneidet es in sechs gleiche Teile.

„Anständiger Kerl, der Fritz", sagt Vierkenbein, und wir sehen uns schon in Gedanken wonnegrunzend das Soldatenbrot verdrücken. Aber Matuteit geht zu unseren sechs Geschützpferden, schiebt jedem der gierig Schnappenden ein Stück Brot ins Maul, und dem schwarzen Stangenpferd klopft er die breite Brust. „Ihr habt auch mitgeholfen", murmelt er, „daß sie nicht so weit gekommen sind."

„Hab' ich's Euch nich gesagt, daß der Kerl verrückt ist?" triumphiert Wegener. Doch Matuteit stopft sich die Pfeife, bekommt sie allmählich in Brand, und wie die Batterie jetzt in Regen und Dreck weiterknarrt, marschiert der Masur, Glück in den Augen, dampfend neben den schwer ziehenden Pferden, auf Lomza zu, die russische Festung.

★

Ein Sommertag.

Skizze von Franziska Meyer-Scherl.

Auf dem Bahnsteig vor der grauen D-Zugschlange stauen sich die Menschen. „Und nicht wahr, Christa, Du schreibst recht oft?" ruft eine Dame in ein heruntergelassenes Fenster hinein. Ein blonder junger Mädchenkopf schaut über die Brüstung.

„Aber natürlich, Grete, ich hab' ja so viel Zeit zum Schreiben. Vorläufig bin ich ganz allein auf dem großen Gut. Meine Verwandten kommen erst in acht Tagen zurück, und um den unbekannten Vetter Otto, der übermorgen auftauchen soll, werde ich mich nicht viel kümmern. Wird wohl ein rechter alter Griesgram sein."

Der Zug ruckt plötzlich an. Das junge Mädchen prallt unliebsam mit einem Herrn zusammen, der hinter ihr am Fenster steht. Hastige Abschiedsgrüße zerreißen die Gespräche. Weiße Tücher flattern auf und winken und gleiten vorüber.

In dem Augenblick, wo sich Christa in ihre Ecke setzt, hat sie die Sympathie aller Mitreisenden im Abteil erobert. Sie gehört zu jenen Menschen, die Sonne ausstrahlen, wohin sie auch kommen. Selbst das hochmütige, verschlossene Gesicht des eleganten Herrn, mit dem Christa vorhin zusammenstieß, klärt sich merklich auf beim Anblick dieser strahlenden Frische. Die heitere Lebendigkeit dieser unbekümmerten Jugend lockt ihn immer mehr aus seiner anfangs so eisigen Zurückhaltung heraus.

In B. ist er Christa beim Umsteigen behilflich. Auch er muß mit demselben Bummelzug weiter fahren, den sie benutzt. Christa genießt die Fahrt wie ein seltenes Glück. Jeder blühende Baum, jeder rauschende Fluß ist ihr ein Erleben. Sie reckt bei jedem Dörflein erregt den schlanken Hals. Ihre Reisefreude wirbelt durch das Abteil und steckt ihren Begleiter förmlich an.

Ein paar Stationen vor Christas Endziel steigt der vornehme Reisebegleiter aus. Das junge Mädchen hat noch eine knappe Stunde Fahrt, bis ein flottes Gespann sie abholt.

Die gutmütige Stimme einer rundlichen Mamsell empfängt die Ankommende auf der Rampe des Herrenhauses.

„Sie werden Gesellschaft haben zum Abendessen, Fräulein Gröber, der Vetter von Frau Oldenstadt ist heute schon im Auto eingetroffen."

Als Christa das große Speisezimmer betritt, erhebt sich ein schlanker, eleganter Mann aus dem ledernen Armstuhl.

„Nun, gnädiges Fräulein, ist meine Ueberraschung geglückt? Gestatten Sie, Vetter Otto Hansen — der alte Griesgram!" Der schmale Mund lächelt spöttisch, und die dunkeln Augen schauen das junge Mädchen überlegen an. Christa braucht einige Zeit, bis sie sich von ihrer Verwirrung erholt. Doch bald schüttelt sie die anfängliche Beklemmung von sich ab wie ein aufschnellender Fisch die Wassertropfen.

Als Christa am nächsten Morgen aufwacht, fließt die Sonne in breiter, goldener Bahn in ihr Zimmer. Das alte Klostergut hat alle Frühsommerpracht eingefangen. Lila und weißer Flieder quillt schaumig über die grauen Mauern.

Auf dem von Buchen und Erlen umsäumten See treibt der so plötzlich aufgetauchte Vetter das Boot mit kräftigen Ruderschlägen durch das Gewirr der Schlingpflanzen. Christa liegt auf den bunten Kissen des Nachens. Alles an ihr strahlt und leuchtet, die blauen Augen, das helle Haar. Ihr ganzes Wesen verschwendet förmlich Lebensfreude.

Nachher sonnen sich beide im blühenden Gras. Durchsichtig, gläsern wölbt sich das ruhige Blau des Himmels über sie. Christas Lippen summen ein Volkslied. Der Mann an ihrer Seite spürt, wie die federnde, frohe Art dieses jungen Menschenkindes immer mehr Besitz von ihm ergreift, und er wird einsilbig und immer stiller.

Am nächsten Morgen ist des Vetters Platz am Frühstückstisch leer. In Christas zusammengefaltetem Mundtuch aber steckt ein Brief. Sie liest mit schreckhaft weiten Augen.

„... mich für den Vetter auszugeben, der hier erwartet wurde, fiel nicht schwer. Ich habe schon andere Rollen im Leben gespielt. Ich bin eine Abenteurernatur — mir ist das Leben nur wert, dort wo es Gefahr bringt und Gewinn. Diesmal war der Gewinn ein anderer als ich geglaubt. — Als ich in der ersten Nacht nach meinem Einbruch in den Gold- und Silberschrank entfliehen wollte, da war es, als hielten Ihre Augen mich zurück. Zum ersten Mal in meinem Leben verließ mich meine Sicherheit. Ich legte jedes Stück an seinen Platz zurück. Ich schalt mich töricht und doch — ich blieb. Und dann verlebte ich diesen sorglos schönen Sommertag mit Ihnen. Ihre heitere, helle Gegenwart umgab mich wie eine warme, bergende Hülle, wie etwas Langentbehrtes. Längst Verschüttetes wurde in mir wach. — Ich danke Ihnen für diese Stunden, in denen ich einmal alles andere hinter mir lassen durfte und nur mein besseres Ich Ihnen gläubig unterworfen war. Ich trage nun die Sonne dieses Tages in mir fort. Verzeihen Sie mir und haben Sie Dank!"

Christa ließ das Blatt in ihren Schoß sinken. Draußen stand der strahlend schöne Tag vor den offenen Fenstern; ein Sommertag wie der gestrige — und doch ein anderer.

★

Müdigkeit rettet dem Kraftfahrer das Leben.

In der Reihe der glücklichen Zufälle, die einem Menschen unter geradezu unwahrscheinlichen Umständen das Leben retteten, muß auch jener erwähnt werden, der kürzlich einen australischen Kraftfahrer vor dem sicheren Tode bewahrte. Sogar zweimal mußte ein gütiges Geschick eingreifen, um einen glücklichen Ausgang des Abenteuers zu sichern. Ein Farmer aus der Nähe von Melbourne, schon den ganzen Tag unterwegs, brachte, als die Dunkelheit schon hereingebrochen war, von unüberwindlicher Müdigkeit überwältigt seinen Wagen unvermittelt zum Stehen, um in einem in der Nähe liegenden Hause, dessen Lichter durch die Dunkelheit zu ihm herüberschimmerten, Unterkunft für die Nacht zu suchen, die ihm auch gewährt wurde. Am andern Morgen gedachte er die Reise fortzusetzen. Nachträglich sträubten sich ihm noch die Haare, als er zu seinem Wagen ging. Der Farmer hatte nämlich, ohne es zu ahnen, am Rande eines tiefen Abgrundes Halt gemacht. Nur noch wenige Zentimeter weiter, und er wäre ohne Zweifel mitsamt seinem Kraftwagen rettungslos abgestürzt. Eines der Räder des Wagens hing sogar bereits über der schaurigen Tiefe. Das glückliche Haltmachen zur rechten Zeit hätte dem Manne übrigens noch nichts genützt, wäre ihm nicht ein zweiter Zufall zu Hilfe gekommen. Das Steuerrad befand sich in seinem Wagen an der rechten Seite, daher pflegte er auch, wie es wohl jeder andere Kraftfahrer unter diesen Umständen ebenfalls tun würde, stets an dieser auszusteigen. Ganz gegen seine Gewohnheit hatte er aber an jenem verhängnisvollen Abend den Wagen links verlassen, um schneller zu dem an dieser Seite liegenden Hause zu gelangen. Hätte nicht seine außerordentliche Ermüdung ihn veranlaßt, von seiner Gepflogenheit abzugehen, so wäre er sicher in den leeren Raum hinausgetreten und zerschmettert worden.

Ein Fenster steht offen / Skizze von Gerda von Below

Die kurze Notiz, die an sich nicht auffällig ist, eine von denen, welche die Zeitungen in unserer Zeit täglich bringen, brennt einem Mann in die Augen, der nach langer geistiger Ohnmacht erstmalig etwas Geschriebenes sieht...

Es ist Benjamin Scholler. Er hat die Bewegung eines völlig Entkräfteten, als er langsam aufsteht, die Zeitung auf den Tisch wirft, die Zigarettendose ergreift, um dann — nach einer starren Minute — doch wieder die Hand abzuziehen, müde, ergeben.

Er steht, mit der linken Hand auf die Schreibtischplatte gestützt, nahe dem Fenster. Es ist ungewöhnlich niedrig. Man braucht, um auf das Sims zu steigen, den Fuß nicht sehr hoch anzuheben. Im Sommer, wenn es offen stand, machte sich Benjamin, als er ein Junge war, öfter den Spaß, vom Park aus in des Vaters Arbeitszimmer zu steigen. Der war ein äußerst jähzorniger Mann, erwischte ihn einmal und warf mit dem Löscher nach ihm. Der Löscher, ein bauchiges Ding, trug einen marmornen Deckel mit Kugelgriff; er sauste dicht an seinem Kopf vorbei, als er, Benjamin, sich bereits in Hockstellung auf dem Sims befand, um schleunigst das Weite zu suchen...

An diese Begebenheit muß er jetzt denken, unvermittelt, wie ihm scheint, denn eben noch stand er in schwerer Beklemmung. Da sieht er, das Fenster steht wirklich offen! Merkwürdig! Wer hat es geöffnet? Ist jemand im Zimmer gewesen? Nein. Er selbst hat dieses Zimmer seit ein Uhr nicht verlassen. Geschlafen — hat er doch nicht?

Benjamin erschrickt darüber, daß er sich auf so vieles nicht mehr besinnen kann. Warum hat er das Fenster aufgemacht? Wann? — Er geht zur Tür, will hinaus. Sie ist geschlossen, verriegelt, natürlich von innen; er hat es getan. Wozu? Um Zeitung zu lesen? Was geht ihn diese Zeitung an, zum Teufel! — Ihn befällt eine Scheu vor sich selbst; er nimmt die Hand von der Klinke, riegelt nicht auf.

Es ist sehr still um Benjamin. Er horcht in diese Stille wie ein Gefangener. Er geht behutsam hin und her; er legt sein Ohr an die kleine, dünne Tapetentür: Warum geht heute kein Telephon? Warum tackt die Maschine nicht? Wo ist Brenner? Hat er die Lohnlisten vor?

Benjamin spürt einen leisen Druck in der Magengegend; er fürchtet sich. Er fühlt die kellerartige Leere des kleinen Raumes hinter der Tür. Er hütet sich, diese Tür zu öffnen; er meint, auch diese verriegelt zu haben. So bleibt er angelehnt in dumpfer Angst, ohne mehr einen Gedanken fassen zu wollen.

Da schlägt eine Uhr. Viermal dünn und hastig. Ihr heiseres Schnurren dringt kaum noch als Klang durch das Deckengebälk. Benjamin spürt es nur in den Nerven, und etwas zieht sich davor zusammen. Er wundert sich. Er beginnt, unruhig auf und abzugehen. Das letzte Mal, daß er sie schlagen hörte, stand sie noch nebenan im Saal. Jetzt aber kam der Klang von oben, von dort, wo der Diener Ferdinand Mißki sein schmales, abgeschrägtes Zimmer hat. Sonderbar!

Benjamin liebt diese Uhr. Er hat sie vor Jahren beim alten Wendtland entdeckt; dort lag sie in einer Ecke des Speichers, ein altes Familienstück. Sie ist sehr schön! Sie stammt aus der Zeit des großen Napoleon. Sie hatte den Brüdern Jobst und Lothar gehört. Jobst und Lothar von Scholler starben um das Jahr 1830 am gleichen Tage. Nahe Erben gab es nicht. Da war denn, ehe der neue Besitzer, Bernhard von Scholler, aus Kurland kam, manch gutes Stück aus dem Hause geschleppt worden. Der Bauer gab es schmunzelnd zu.

Benjamin sieht den Bauern vor sich: Heinrich Wendtland. Der liegt nun auch schon unter der Erde; und jetzt hat Peter Brendel, der Stiefsohn, den Hof — — —

Benjamin ist sonderbar zu Mute. Als gehe nicht nur der Gedanke von ihm. Als stehe er leibhaftig hier und dort. Träumt er? War er nicht eben im eigenen Garten? Tropfte es von den Bäumen? Wie feucht der Boden war! Da hält sich ihm die Pflasterstraße hin. Lehmbauten sieht er, vielhundertjährige, breitgelagerte Bauten mit tiefheruntergezogenem Dach aus Rohr: die Höfe der Bauern. Gärten sieht er; runde Beete um dünnen Stab, der in Kugelform einen Zerrspiegel trägt. Teergestrichene Holzgatter, gekalkte Obstbäume. Er geht an offenen Stalltüren vorbei, die Leute sind bei der Fütterung, — vorbei an Hofhunden, kläffend vor kleiner Hütte mit zu wenig Stroh. Vorbei an hochbrüstig gurrenden Tauben, die nicht verstummen, wenn er sich nähert, die, ganz in ihr Gurren vertieft, auf gegabelten Holzbrettchen stehen vor ihren rundgelöcherten Kästen im Rohrdach.

Irgendwo raunt ein Göpelwerk. Mürrisch drischt man den Weizen aus. Eintönig rüttelt und schüttelt der Dreschkasten; Zentner um Zentner läuft in staubige Säcke, die sich buckeln und wusteln, prall werden und überlaufen, wenn man nicht acht gibt; aber der Weizen hat keinen Preis.

Hinter der Scheune tritt das Göpelpferd seine ziellose Runde. Benjamin sieht, wie schlaff die Haut schon über den Rippen liegt, die kahlen Druckstellen in der Senkung des Rückens sich vertiefen, der grüne Schleim in den Augen sich mehrt. Wenn er das Tier für eine Minute zum Stehen brächte, um ihm den Schleim aus den Augen zu wischen: Benjamin nähert sich dem Pferde behutsam. Das sieht ihn nicht. Er macht, nahe dem Auge, eine Handbewegung. Es zwinkert nicht einmal. Ist es blind? Hat die tagtägliche Drehung es stumpf und blödlos gemacht? Benjamin verzichtet darauf, dem Pferd in den Strang zu fassen, es mit Gewalt zum Stehen zu bringen, wie könnte er das! Unaufhaltsam, fühlt er, ist der Kreis; zieht ein Pferd ihn, leidender Mensch oder das gnadenlose Gestirn...

Benjamin wendet sich von den Höfen ab und schreitet langsam gegen den Wind; zunächst ein Stück Landstraße, dann querfeldein über die große Kleebrache, an der Feldscheune vorbei, bis weit hinunter an den Grenzwald seiner Gemarkung. Dort liegt, nahe den Wurzeln einer doppelstämmigen Fichte, halb in den Boden gesunken, von Regen zerwaschen und moosgeflickt, der uralte Markstein derer von Scholler. Er trägt, kaum noch erkennbar, die Jahreszahl MCCCXI, darüber ein Wappenschild mit dem breiten, waagerechten Bande, das die Scholle bedeutet, vom vierzackigen Stern überhöht. Stern oder Kreuz, man weiß das nicht; die Urkunden sind sich darüber nicht einig. Stern und Kreuz, Geburt und Tod, liegen in diesem verwitterten Zeichen magisch beschlossen, von Ewigkeit her. Benjamin steht — unwirklich und gelöst — vor diesem Stein, „dessen Zeit", wie die Bibel sagt, nun „erfüllet ward", der eines Tages die Luft erschüttert, weil man ihn sprengen wird, wie einen beliebigen Findling dort auf dem Felde...

Gegen das fahle Gewölk im Westen ziehen die letzten Gespanne herauf, kommen langsam über den Hügel und folgen mühevoll, Zug um Zug, der Welle des Bodens bis an die breite Niederung, wo der Regen den Acker verschlammte, wo man ihn brach lassen muß, weil Mulden und Löcher voll Wasser stehen, weil die Geräte stecken bleiben, weil Mann und Vieh einsinken bis über die Kniegelenke.

Benjamin geht auf die dunklen Gespanne zu. Aber er schlägt einen Bogen, um ihnen zu folgen, unbemerkt. Er wundert sich, sein Gang ist leicht! Er ist so voller Kraft und Atem wie nie zuvor. Er sieht, wie Mann und Pferd sich um dieses Feld mühen, er möchte ihre stumpfe Mühsal in sich hineinziehen, heben und treiben, wie damals der zwanzigjährige Benjamin, um's Genick den Zug der schwankenden Leinen spüren und den Ruck in die Faust, den es gibt, wenn das Pflugmesser hart auf den Findling stößt. Gierig saugt er den scharfen Geruch der frischgebrochenen Krume ein. Er spürt die feuchte Gare an seinen Sohlen. Er betrachtet ihre rötliche Farbe. Jetzt bückt er sich; er will einen Erdkloß zwischen die Finger nehmen, ihn langsam zwischen Daumen und Zeigefinger zerreiben — — da setzt in ihm für Sekunden das Klopfen aus, bis der Atem neu einschießt. Noch einmal tastet er über die Krume hin, so, wie er es stets getan, wenn Zärtlichkeit aus ihm hervorbrach, glühend und dunkel, wie zur Frau, da reißt es ihn zwischen die Schollen, die Kehle verschnürt sich, die Hände krallen sich ein, ein ungeheurer Blutwall stößt vom Herzen gegen die Schädeldecke, die Welt — bricht auseinander — —

Die Uhr aus der Zeit des großen Napoleon schlägt fünf. Unter ihr, im Saale, steht an der Tür ein hagerer, alter Mann. Es ist der Diener Ferdinand Miszky. Er hält in der Linken ein rundes Tablett. Eine ausgefranste Serviette ragt in Zipfeln darüber hinaus. In der Mitte steht die große Meißener Tasse, dampfend aus schwarzem Kräutertee, daneben der Teller mit Zwieback. Die alte silberne Zuckerdose aus Kurland, die mit dem kleinen Schlüssel, steht auch dabei.

Ferdinand, ohne zu atmen, preßt sein Ohr gegen die Tür. Hört er etwas? Schlafen hört er. Nach einer Weile gesteht er sich, daß er gar nichts hört. Aber der Herr wird schlafen, sicher! Er, Ferdinand Miszky, kennt sich aus: Erst Fieber, nichts als Fieber drei Wochen lang, von einer Ohnmacht in die andere, und jetzt — eben erst in die Rekonvaleszenz gekommen, eigentlich erst seit heute — oder noch immer nicht, nein, so richtig noch immer nicht; denn um das Gedächtnis steht es nicht gut, da kann der Doktor reden, was er will, man weiß das besser, wenn man dem Herrn bei Regen und Sonne in die Augen gesehen, dreiunddreißig mühselige Jahre, wenn der Regen zur Unzeit kam, wenn er Tage und Wochen anhielt — — oder die ewige Sonne den Boden steinhart brannte, bis er barst...

Ferdinand fürchtet, den Herrn zu wecken, er klopft nicht an. Er stellt das Tablett auf den staubigen Parkettboden, denn auch der Saal ist bereits ausgeräumt... Nicht einen Stuhl haben sie dagelassen, die Herren der hohen Kommission! Nicht einen Stuhl. Die Leute haben wie wahnsinnig geboten. Nur die Empire-Garnitur, die hat man ganz zuletzt für einen Dreck losgeschlagen. Gut, daß die Uhr in Sicherheit war! —

Ferdinand kehrt sich von neuem der Tür zu; die hat einen Riß in der Füllung. Ferdinand kennt ihn sehr genau. Ganze nahe muß man herangehen, so, daß die Wimpern an die Politur stoßen; dann kann man, wenn man das linke Auge zuhält, mit dem rechten in die Stube schielen. Freilich, man sieht nicht viel, aber genug, um festzustellen, ob der Stuhl mit der hohen Polsterlehne leer oder besetzt ist. Ist er leer, dann sitzt der Herr am Schreibtisch und darf nur in dringenden Fällen gestört werden. Ist der Sessel besetzt, dann guckt man entweder auf eine große Zeitung oder auf ein friedlich schlafendes Gesicht mit leicht geöffnetem Munde. So war das früher...

Jetzt aber ist der Sessel leer. Es scheint eine ganz andere Leere zu sein als die von früher. Auch liegt das große, leinene Taschentuch nicht mehr da, das der Herr, bevor er den kurzen Mittagsschlaf hielt, stets sorgsam über die Lehne breitete, um die Polsterfarbe zu schonen.

Ferdinand zieht den Kopf zurück; ein kalter Luftstrahl traf seinen Augapfel. Das Fenster steht offen! Und der Seenebel zieht um's Haus: Gift für den Atem, wenn man erst gestern aus den Decken kam! Er, Ferdinand, wird das Fenster schließen! Auf die Gefahr hin, seinen Herrn zu wecken, wird er es schließen. — Vorsichtig legt er die Hand auf die Klinke. Sehr behutsam drückt er sie nieder. Jetzt will er den Türflügel an sich ziehen, der gibt nicht nach. Da kommt Unruhe in den alten Mann. Er weiß nicht, was er denken soll.

Die hohen Türflügel fangen an, zu beben; es zieht. Im Keller stehen die Luken auf. Er, Ferdinand, hat den Zugang nicht geschlossen, als er mit dem Tee von der Küche kam.

Jetzt wimmert die schwere Dielentür, zieht eine klagende Skala und kracht in's Schloß. Ferdinand schlurft eilig über das rauhe Parkett, hinaus zur Diele, von dort in den Flur und reißt dann die Schlafstubentür auf.

Daß er nun ohne Widerstand durch den schmalen Raum gehen kann, ist ihm unheimlich. Zwar riecht es, wie immer, nach Zahnpasta, Kölnischem Wasser und etwas kaltem Rauch. Das Bett steht leer und unberührt, so, wie er es heute morgen gerichtet. Nur das Kopfkissen scheint ein wenig verschoben...

Als Ferdinand endlich im Zimmer steht, in dem — mit dem offenen Fenster und der verschlossenen Tür ist er zunächst sehr erstaunt. Er hat es sich anders vorgestellt. Er dachte, der Herr sei über dem Schreibtisch eingeschlafen. Doch auch die Sessel stehen leer. Der Drehstuhl zeigt mit der Lehne gegen den Tisch, die Zeitungen liegen durcheinander geworfen. Die Zigarettendose, rasch an die Kante des Tisches gezogen, ist geöffnet. Aber der große, kristallene Aschenbecher steht unberührt vor der marmornen Scheibtischuhr, die nicht schlägt — und auch nicht geht.

Daß der Abend nach und nach seine grauen Schatten in's Zimmer legt, scheint die einzige Bewegung hier zu sein — — —

Am anderen Morgen, kurz vor Tagesanbruch — die ganze lange Nacht hat man gesucht — stößt Ferdinand Miszky mit vor Angst schon halb erloschenen Augen auf einen länglichen, dunkel gelagerten Fleck. Nahe dem Grenzwald, gegen den Hügel zu, fangen die Nebel an, sich zu teilen; die rötliche Erde entschleiert sich und gibt den starren Körper Benjamin Schollers frei.

Kleine Geschichten aus Amerika.

Franz Baumann und Samuel Howland arbeiteten schon achtzehn Jahre in derselben Schreibstube eines Newyorker Warenhauses. Sie hatten sich bisher immer gut verstanden. Jetzt aber waren sie „Feinde", denn Washington hatte es für nützlich gefunden, an Deutschland den Krieg zu erklären.

„Schweinebande", rief Baumann und haute die Zeitung auf das Pult, „Schweinebande, diese Engländer und Franzosen, hetzen ihr afrikanisches Negergesindel auf die Weißen!"

„Was wollen Sie", meckerte Samuel Howland, „hetzen die Germans doch auch wilde Völker auf die Weißen."

„Soo? Wen denn?"

„Yes", nickte Samuel, „die Bayern!" Franz Baumann wuchs in seiner ganzen Länge von fast sechs Schuh empor und fragte: „So, die Bayern! Haben Sie schon einen gesehen?"

„No!"

„Hier", tippte Franz auf seine Krawatte, „hier steht einer."

„Aoh!" quakte Samuel und tauchte unter den Tisch. — —

Der Krieg war schon ein Dutzend Jahre vorbei. Vergnügt saß man des Abends im Landhause des Kanadiers Jim Gool und trank Whisky mit Soda, sehr viel Whisky, mit recht wenig Soda. Man hatte Geld, man reiste. Reisen nach Deutschland waren modern. Manche waren dort gewesen, andere wollten noch hin. Man sprach sehr viel von Deutschland. „Oh", meinte Jim Gool, der Kanadier, „Germany müssen sein eine wundervoll schöne Stadt."